

**Sandra Daum**

# **DIE WELT UM TIAN**

**Feuerwölfe**

*Eine Geschichte über  
eine außergewöhnliche Freundschaft,  
ein gefährliches Abenteuer,  
unendlichen Mut,  
eine starke Liebe,  
eine neue Hoffnung  
und den Kampf um das eigene Leben.*

Sandra Daum, geboren 1980, lebt zusammen mit ihrer Familie in Hessen/Deutschland und arbeitete zunächst als Modelistin und Stilistin, bevor sie das erste Buch der Reihe „Die Welt um Sebastian“ mit dem Titel „Feuerwölfe“ schrieb. Im Vordergrund steht die außergewöhnliche und tiefe Freundschaft zwischen dem 17-jährigen Sebastian, dem Gorilla Tiger und der Leopardin Iris. Gemeinsam begeben sie sich auf eine Reise voller Abenteuer, in denen sie nicht nur neue Freunde finden, sondern auch zahlreichen Gefahren und todbringenden Feinden gegenüberstehen.

*Für meine Söhne*

Erstausgabe als E-Book erschienen November, 2014

Autor Sandra Daum

Copyright Sandra Daum

Alle Rechte, einschließlich dem des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Covergestaltung Barbara Schneider Photographie

Idee & Copyright Covergestaltung Sandra Daum

ISBN 978-3-00-048424-7

[www.sandradaumbooks.com](http://www.sandradaumbooks.com)

„Ich möchte euch eine Geschichte erzählen. Meine Geschichte. Einen Teil von ihr.

Doch wo beginne ich sie zu erzählen, wo ist ihr Anfang? Ich musste etwas überlegen und habe mich für den 6. Januar, vor 25 Jahren, als richtigen Augenblick entschieden: Ich bin acht Jahre alt und es ist der Tag, an dem mein bester Freund geboren wurde. Er beginnt mit einem Traum...“

*Sebastian*

# 1

## Tian/Sebastian

Herrlich sattes Grün, die Luft frisch und trotzdem angenehm warm. Über mir schweben kleine schillernde Lebewesen, die ohne Mühe mit ihren kleinen Schwingen leichtfüßig landen und im nächsten Augenblick wieder in die Höhe schnellen.

Wenn ich nach oben schaue, sehe ich das weite Blau des Himmels. Rings um mich herum wächst ein dichter satter Blätterwald mit Bäumen, die bis hinauf zu den Sternen zu wachsen scheinen. Wie viele Menschen man wohl brauchen würde, um einen dieser dicken und kräftigen braunen Stämme mit ausgestreckten Armen Hand in Hand zu umfassen? Vielleicht fünf!?

Überall tanzen bunte farbenfrohe Falter, die so wunderschön sind, dass meine Augen nicht mehr wegsehen möchten. Leuchtendes Rot, sattes Purpur, schillerndes Jadegrün, tiefes Saphirblau und strahlendes Zitronengelb werden durch dunkle Brauntöne nur noch mehr hervorgehoben.

Die warmen Sonnenstrahlen geben mir ein Gefühl von Geborgenheit und Freiheit. Ich atme langsam tief ein und aus. Die Lichtung ist ein großartiger Platz zum Verschnaufen und ich weiß: Ich könnte jederzeit hingehen, wohin ich will, lachen, so laut ich will, tun, was immer ich will. Ganz ohne Zwang, ohne Angst, frei und unbeschwert.

Ich lege mich auf das feuchte Moos und Gras und blicke in die unendliche Wolkenpracht. Ich döse. Durch meine geschlossenen Augen dringt flackerndes Sonnenlicht. Wärmend legt es sich auf mein Gesicht und kitzelt meine Nase.

Doch mit einem Mal werden die Strahlen heller und gleißender, die Wärme wird unangenehm heiß und die Luft um mich herum drückend und stickig.

Ich öffne meine Augen, kneife sie aber sofort wieder zu. Das Licht blendet mich. Schlimmer noch, es tut mir weh! Ich blinzele ein paar Mal und es dauert eine Weile, bis ich mich nicht nur an die Helligkeit, sondern auch an die unerträgliche Schwüle und Hitze gewöhnt habe.

Schließlich zwingt mich dazu, meine Augen offen zu halten, und augenblicklich packt mich die Angst mit solch einer Wucht, dass mein Körper beginnt zu zittern. Unzählige, glühende Augenpaare starren auf mich nieder und flackern vor Zorn!

Trotz meiner gewaltigen Furcht, die sich in mir ausgebreitet hat, schaue ich sie mir genauer an: Teufel! Glühende, feuerrote Teufel. Flammen schießen aus ihren Köpfen, ihr kräftiges Maul ist weit geöffnet, die gefletschten Zähne, von denen roter Geifer heruntertropft, sind riesig. Und sie haben mich umzingelt!

Ich muss hier weg! Doch als ich aufstehen und weglaufen will, bewegen sich meine Beine nicht. Lauf! Versuch es! Sofort! Wieder bewege ich mich kein Stück von der Stelle, bin ihnen schutzlos ausgeliefert. Gleich werden sie sich auf mich stürzen.

Ich schreie nach Hilfe und begreife bald, dass niemand kommen wird, um mir zu helfen. Aber warum? Wo sind meine Mama und mein Papa? Halten diese Feuer-teufel vielleicht auch meine Eltern gefangen?

Können sie deswegen nicht bei mir sein? Und falls es so ist, was haben sie mit uns vor? Panisch und kopflos schlage ich um mich.

„Nein! Geht weg! Haut ab!“, schreie ich, aber die Teufel kommen immer näher.

Von weit her ertönt plötzlich eine Stimme, die meinen Namen ruft. Schnell weiß ich, wem sie gehört: Meiner Großmutter Martha. Ich möchte zu ihr, doch es geht nicht!

„Oma, hilf mir! Bitte!“, flehe ich.

Die Feuerteufel rütteln an meinen Schultern und versuchen, mich wegzuzerren, tief in den dunklen Wald hinein. Ich weine und rufe erneut um Hilfe.

„Wach auf, Sebastian! Komm zu dir!“, sagt meine Großmutter.

Endlich, die Teufel lassen mich frei und verschwinden in das Dunkel des Waldes. Die Farben und Formen um mich herum beginnen allmählich zu verschwimmen und sich aufzulösen. Ich gleite in die Wirklichkeit zurück und fühle unendliche Erleichterung. Es war nur ein böser Traum.

Ich öffne meine Augen. Über mir hängt die kahle aschgraue Zimmerdecke unseres Schlafraumes. An meiner Bettkante sitzt meine Großmutter und streicht mir über meinen Arm.

„Du hast geträumt, mein Schatz. Alles ist gut. Du bist in Sicherheit“, sagt sie sanft. „Ich habe dich gerüttelt und geschüttelt, aber du hast nur noch mehr um dich geschlagen. Wovor hattest du solche Angst?“, fragt sie mitfühlend.

„Sie waren überall!“, krächze ich leise und gedrückt.

„Wer, mein Schatz? Von wem sprichst du?“, fragt sie.

„Teufel! Sie waren feuerrot und riesengroß. Die Flammen hatten mich eingeschlossen!“, erzähle ich aufgewühlt und hastig.

„Beruhige dich. Es war nur ein Albtraum. Nun ist er vorbei!“, sagt sie. Doch in ihren Augen spiegelt sich etwas wieder, was ich nicht richtig zuordnen kann. Eine Art Erkenntnis und ... Traurigkeit.

Ich habe diesen Traum schon seit einiger Zeit und bis vor wenigen Tagen hätte ich ihn am liebsten in ein kleines Kästchen gesteckt, damit ich ihn jederzeit herausholen kann, um ihn wieder und wieder zu träumen. Ich weiß natürlich, dass das nicht geht. Diese Welt, wie sie in meinen Träumen vorkommt, existiert nicht mehr. Ich habe diese lebendigen Bilder nur aus Büchern, von Bildern und aus Erzählungen meiner Großeltern.

So schön der immer wiederkehrende Traum in der Vergangenheit auch war, so schrecklich hat er heute Nacht geendet. Und ich begreife nicht, warum.

Ich müsste eigentlich aufstehen, aber mein Körper weigert sich. Wieder einmal, genau wie in meinem Albtraum. Durch ein kleines Fenster direkt neben meinem Bett kann man hinaus ins Freie schauen. Auch da sehe ich keine andere Farbe außer grau.

Im Schlaf war mir heiß, die Flammen brannten auf meiner Haut, aber in Wirklichkeit ist es kalt. Bitterkalt! Es ist Winter. Ich beginne zu frieren und ziehe meine Decke noch ein Stück weiter über die Nase.

Meine Großmutter zieht die Decke behutsam zurück, gibt mir wie jeden Morgen einen Kuss auf meine Stirn und streicht mir durch mein blondes Haar. Ihr beunruhigter Gesichtsausdruck ist verschwunden.

„Es wird Zeit zum Aufstehen! Vielleicht ist heute der Tag, an dem Tilla ihr Baby bekommt und du darfst dem Kleinen einen Namen geben. Das willst du doch nicht verpassen und jemand anderem überlassen!“, sagt sie mit einem Schmunzeln auf ihren Lippen. Sie weiß genau, wie sie mich aus dem Bett bekommt. Ich warte schon seit Tagen auf die Geburt. Auf keinen Fall darf ich zu spät kommen.

Ich werfe meine Decke zur Seite, umarme meine Oma, begleitet mit den Worten „*Du bist die Beste*“, und laufe zu meinen Anzihsachen. Meinen löchrigen wollweißen Pullover, meine abgewetzte schwarze Hose und die ausgetretenen braunen Schuhe habe ich schnell angezogen, und nachdem ich im Bad fertig bin, flitze ich in den Flur. Dort warten schon mein Vater Will und meine neun Jahre älteren Zwillingsschwestern Iva und Liah auf mich. Die zwei sind unzertrennlich und halten zusammen wie Pech und Schwefel. Besonders deutlich wird ihre enge Bindung zueinander, wenn sie sich unterhalten. Dann sprechen sie manchmal so schnell, dass man nicht dazwischen kommt. Abgesehen davon klingt es für mich, als würden sie in einer anderen Sprache sprechen. Die beiden haben grünblaue Augen und blonde Haare und sehen sich zum verwechseln ähnlich. Zum Glück kann ich sie unterscheiden. Ihre liebste Sportart ist das Bogenschießen. Da macht ihnen keiner etwas vor.

„Guten Morgen, Schlafmütze. Hat dich deine Traumwelt wieder mal festgehalten?“, fragt mich Liah mit einem verschmitzten Lächeln.

Ich rümpfe die Nase. Wenn die wüsste! Ich habe aber keine Lust, noch mal von diesem blöden Albtraum zu erzählen, schon gar nicht, wenn sie sich über mich lustig macht, und gebe wütend zur Antwort: „Und wenn!? Ihr hättet mich früher aufwecken können!“

„Da ist aber jemand schlecht gelaunt!“, sagt Iva und nimmt mich in den Arm.

Ich beruhige mich etwas und drücke anschließend meinen Vater Wilhelm, den wir aber alle aus der Familie, einschließlich seiner Freunde, kurz Will rufen.

„Wartet ihr wirklich schon so lange auf mich?“, frage ich, bin aber zu ungeduldig, die Antwort abzuwarten. „Gehen wir sofort zu Tilla in das Regenwaldhaus? Sind Mama und Belle schon bei ihr?“

„Eins nach dem anderen. Wir warten schon eine dreiviertel Stunde auf dich und hätten dich schon längst aufgeweckt, wenn Mama nicht gewollt hätte, dass du mal ausgeschlafen bist. Und wir gehen jetzt erst einmal zusammen frühstücken.“ Ich will protestieren, doch Liah spricht energisch weiter. „Keine Sorge! Ich habe erst vor einer halben Stunde nach Tilla gesehen. Es ist noch etwas Zeit und sobald es losgeht, gibt uns Mama oder Isabelle Bescheid. Zufrieden?“

Ich lasse augenblicklich meine Schultern sinken. Zufrieden!? Nein, bin ich nicht! Frustriert trifft es besser. Ich habe einfach keine Lust, vorher noch frühstücken zugehen! Und die Geburt bei Gorillas kann schnell gehen, wenn sie erst mal angefangen hat.

„Vor einer halben Stunde!! Das ist eine Ewigkeit her. Das Baby könnte jetzt schon geboren sein. Ich will jetzt hingehen!“, sage ich aufgebracht.

„Erst nicht aus den Federn kommen und dann hetzen!“, sagt Liah kopfschüttelnd.

Ich werfe ihr einen bösen Blick zu.

„Sebastian, es geht wirklich nicht!“, sagt schließlich mein Vater. „Deine Mutter und Isabelle werden schon nicht beim Frühstück dabei sein. Wenn wir jetzt auch noch fehlen, fällt das auf. Ich habe heute keine Lust auf sinnlose Diskussionen mit unserem lieben Herrn Bürgermeister. Das Wort „Zusammengehörigkeitsgefühl“ kann ich schon nicht mehr hören. Obwohl es an und für sich ein schönes Wort ist. Bekommt man es aber mehrmals in der Woche zu hören, verliert es, wie jedes andere Wort, an Bedeutung! Wenn Tilla soweit ist, gehen wir sofort zu ihr. Versprochen!“, sagt er tröstend.

„Das darf doch nicht wahr sein! Da würden wir mal einen Morgen nicht mit den anderen zusammen essen“, sage ich, stampfe zornig mit den Füßen auf den Boden und füge noch trotzig hinzu: „Außerdem hab ich gar keinen Hunger!“

Seit ich denken kann, treffen sich alle Dorfbewohner, genau 134 Menschen, in dem Gemeindehaus in der Nähe des Dorfeinganges, um dort gemeinsam zu frühstücken. Unser Zuhause ist ein Zoo, in den meine Großeltern vor 40 Jahren geflüchtet sind. Mit dabei auch ihre kleine Tochter, meine Mutter Christin, die damals gerade mal zwei Jahre alt war.

Mein Großvater hat mir schon einiges von damals erzählt, auch wenn es ihm jedes Mal schwer gefallen ist. Die Überlebenden hatten alles verloren: Ihre Familien, ihre Freunde, ihr Hab und Gut, ihr Dach über dem Kopf, einfach ihr ganzes bisheriges Leben, von der Erde verschluckt, weggeschwemmt oder verbrannt. Einige von ihnen waren so schwer verletzt worden, dass sie nie wieder richtig gesund geworden sind. Ich mag mir das gar nicht vorstellen. Der Gedanke, nicht mehr laufen, springen oder klettern zu können, gruselt mich. Aber er erinnert mich auch daran, wie gut es mir geht: Ich habe eine tolle Familie, ein Zuhause, das mich vor Schnee, Regen und Sonne schützt und genug zu essen.

Bei dem Wort „essen“ denke ich auch an Marie, unsere Köchin. Ich mag sie ziemlich gerne, auch wenn sie uns seit einer Woche beinahe jeden Tag dasselbe vorsetzt.

Ich weiß, dass ich ungerecht bin und sie nichts dafür kann. Was soll sie auch anderes machen, wenn es nicht mehr gibt, als das, was sie gerade zur Verfügung hat? Unsere Hühner legen in der Winterzeit kaum Eier und die Fische in der Far, dem angrenzenden Fluss, der Richtung Süden in den Wald verschwindet, halten sich unter einer dicken Eisschicht versteckt. Es ist nicht immer leicht, sie da rauszubekommen. Um das Zoogelände herum bauen wir über das Jahr zwar Getreide und Gemüse an, aber der Ernteertrag ist nicht gut, da der Boden an vielen Stellen aus Schutt und Sand besteht und die Erde, in die wir aussäen, sehr steinig ist.

Wir müssten nach anderen Nahrungsquellen suchen, aber die Menschen waren in den letzten vier Jahrzehnten damit beschäftigt, zu überleben und sich ein neues und sicheres Leben aufzubauen. Es blieb keine Zeit für Abenteuer- und Erkundungstouren. Zumal niemand wusste, wie sich die Welt da draußen verändert hatte. Die Gefahr, dass man nicht lebend zurückkommen würde, war zu groß. Und ist es immer noch.

Die Jäger des Dorfes, darunter auch mein Vater, sind die einzigen, die den Zoo über mehrere Kilometer hinaus verlassen dürfen. Denn wir brauchen das Fleisch nicht nur für uns, sondern auch für Thera, unsere Leopardin, und Pan, den schwarzen Panther, die beide hier im Zoo leben. Und im Frühjahr müssen die Jäger mit Hilfe unserer drei Pferde Grey, Lila und Snow Brennholz zum Beheizen der Häuser ins Dorf holen. Die Heizungen können nicht mehr betrieben werden und die Stromgeneratoren haben schon vor langer Zeit ihren Geist aufgegeben.

Meinem Vater ist auf der Jagd zum Glück noch nie etwas Schlimmes passiert und doch kann meine Mutter jedes Mal nicht schlafen, wenn er wieder fort ist. Die Gedanken an ein Unglück vor 20 Jahren, bei dem sich einer der Jäger zu weit von der Gruppe entfernt hatte, von einem Rudel Wölfe angefallen und tödlich verletzt wurde, schüren ihre Ängste noch zusätzlich. Danach wussten die Zoobewohner ganz sicher: Sie waren nicht die einzigen Überlebenden auf dieser Erde.

Damit die Einwohnerzahl in Zukunft nicht noch weiter sank, wurden nach diesem Vorfall bestimmte Regeln aufgestellt und zu den üblichen Unterrichtsfächern der Kinder auch Verteidigungsstrategien und Kampf gelehrt. Seitdem beginnen alle Kinder mit 12 Jahren zu trainieren und lernen mit Waffen wie der Armbrust, dem Pfeil und Bogen und dem Schwert umzugehen. Damit wir uns verteidigen können und überleben! Daran werden wir immer wieder erinnert. Ganz besonders von unserem Bürgermeister. Ich kann ihn nicht ausstehen. Er ist ein Schleimer. „*Unsere Art schützen. Das ist unsere Pflicht!*“ Seine Worte dröhnen unangenehm durch meinen Kopf.

Mein Vater reißt mich aus meinen Gedanken. „Komm, Sebastian, du musst ja nicht viel essen. Je eher wir da sind, desto schneller sind wir wieder draußen!“ Er mag diese morgendliche Prozedur im Gemeindehaus auch nicht sonderlich gerne.

Ich stöhne auf und nicke ihm schließlich zu. „Wenn`s sein muss.“

Mittlerweile stehen auch meine Großeltern in ihren Jacken startklar bei uns vor der Haustür und wir gehen alle raus ins Freie. Mit schnellen Schritten laufen wir nach rechts auf die Hauptstraße. Das Gemeindehaus ist nicht weit.

Ich überlege, wer von uns noch mit zu Tilla gehen wird. Mein Großvater Horst? Eher nicht. Er wird gleich nach dem Frühstück in seine Schmiede gehen, in der er alle Werkzeuge und Waffen für das Dorf anfertigt. Er ist nun schon in der dritten Generation Schmiedemeister und niemand sonst kann diese Arbeiten so verrichten, wie er es tut. Er wünscht sich, dass ich eines Tages in seine Fußstapfen trete. Doch auch wenn ich großen Respekt vor seiner Arbeit habe, glaube ich nicht, dass ich seine Arbeit mit solch einer Hingabe tun könnte, wie er.

Meine Großmutter Martha wird vermutlich erst in das Gewächshaus gehen, in dem neben dem Futter für unser Gorillaweibchen Tilla und unsere zwei Koalabären auch wichtige Pflanzen mit ihren wertvollen Wirkstoffen wachsen, die sie zur Herstellung unserer Arznei braucht. Zum Beispiel Eukalyptus, Kamille, Salbei und Ingwer.

Meine Großmutter hat Medizin studiert und ihre Erfahrungen und ihr ganzes Wissen an meine Mutter und meine Schwester Isabelle, wir rufen sie Belle, weitergegeben. Sie kümmern sich um die Bewohner des Dorfes.

Nach ein paar Minuten Fußweg erreichen wir das Haus und schon bald sitze ich vor meinem Frühstück, das aus Schafskäse und Brot besteht. Heute Mittag wird es dann für jeden von uns ein kleines Stück Fleisch mit Kartoffeln geben und heute Abend wieder Brot und Schafskäse.

Trotzdem erwacht plötzlich ein Hungergefühl in meinem Bauch und ich schlinge hastig den Käse und das Brot in mich hinein. Außerdem muss ich mich beeilen.

„Sebastian, iss bitte langsamer! Wenn du weiter so schnell dein Essen verputzt, liegst du nachher mit Bauchschmerzen im Bett!“, warnt mich mein Vater.

Das wär's noch, dass ich mich ins Bett legen muss und dann doch alles verpasse. Ich reiße mich zusammen und esse langsamer.

Ich bin noch nicht fertig mit frühstücken, da stürmt Belle in den Gemeindesaal. Ich frage mich oft, von wem sie ihre pechschwarzen Haare hat. Weder unsere Mutter noch Großeltern haben so dunkle Haare. Und dann noch diese blauen Augen. Meine dagegen sind dunkelbraun, wie die von meinem Vater. Sie begrüßt schnell die Dorfbewohner und kommt dann zu uns an den Tisch.

„Es ist soweit. Kommt schnell!“, sagt sie aufgeregt. „Guten Morgen, Tian“, fügt sie noch rasch hinzu und ehe ich etwas sagen kann, ist sie schon wieder auf dem Weg nach draußen.

Belle nennt mich Tian, seit ich denken kann. Mein Name ist ihr als kleines Mädchen einfach zu lang gewesen und weil ich den Spitznamen nicht schlecht fand, hatte ich mich schnell an ihn gewöhnt. Jetzt nennen mich fast alle so.

Einige Dorfbewohner haben den Grund für unsere Aufregung mitbekommen, wünschen uns viel Glück und freuen sich darauf, den kleinen Erdenbürger bald einmal kennenzulernen.

Andere wiederum können den Rummel nicht verstehen. Sie halten nicht viel von Tilla und schon gar nichts davon, dass sie Nachwuchs bekommt. In ihren Augen belegt das Gorillaweibchen ein Haus, das die Bewohner nur zu gerne für sich nutzen würden.

Wie sie wohl reagieren, wenn Thera und Pan, unsere Katzen, Junge bekommen würden? Wahrscheinlich mit noch mehr Ablehnung als bei Tilla. Bei so einer Nachricht würde ihnen sicher alles aus dem Gesicht fallen. Ich muss auflachen bei dem Gedanken an ihre grimmigen Mienen und vergesse für einen Augenblick ganz, dass ich nicht alleine bin. Prompt bekomme ich einen bösen und missgünstigen Blick von Conran, dem Sohn des Bürgermeisters, zugeworfen. In meinen Augen der größte Egoist auf Erden und alles andere als tierlieb. Ich möchte ihn nicht zum Freund haben, auch wenn er der einzige gleichaltrige Junge in unserem Dorf ist. Der gemeinsame Schulunterricht reicht mir vollkommen.

Am schlimmsten ist es in Biologie, wenn man uns von Tigern, Löwen, Wölfen und Bären erzählt, die in der Vergangenheit Menschen verletzt oder töteten. Solche Geschichten verfehlen nicht ihre Wirkung, verbreiten Misstrauen, Angst und Hass und das Schlimmste: Sie schüren den Argwohn gegenüber unseren Tieren hier im Zoo.

Im Grunde will man uns abschrecken und daran erinnern, was passieren kann, wenn man das Dorf unbefugt verlässt und zu weit hinausgeht. Aber ich finde das gegenüber unseren Tieren einfach ungerecht. Sie haben uns noch nie etwas getan.

Bevor ich gehe muss ich noch etwas loswerden: „Kein Grund, sich gleich in die Hose zu machen, Conran. Wenn Tillas Kind auf die Welt kommt, ist es noch zu klein, um dich zu fressen. Da müssen wir alle noch etwas Geduld haben.“ Ein breites Grinsen breitet sich auf meinem Gesicht aus und nur wenige Sekunden später bereue ich meine Worte bereits. Ich konnte mir den Kommentar einfach nicht verkneifen, aber er war wenig hilfreich. Auch wenn ich ihn nicht zum Freund haben will, zum Feind sollte ich ihn mir auch nicht machen!

Liah wirft mir einen warnenden und vorwurfsvollen Blick zu und nickt Richtung Ausgang. Wir drehen uns noch mal kurz um, verabschieden uns hastig von der Gemeinde und gehen hinaus. Meine Schwester sieht mich mit ungläubigen Augen an.

„Was bitte sollte das eben? Du darfst ihn nicht so reizen. Er gehört zu denjenigen, die unsere Tiere am liebsten aus dem Dorf jagen würden. Und vor allem solltest du ihn nicht unterschätzen, mal ganz abgesehen davon, dass er der Sohn des Bürgermeisters ist! Wer weiß, was er sich in Zukunft einfallen lässt, um uns eins auszuwischen. Halte dich in Zukunft bitte zurück“, sagt sie beunruhigt. „Auch wenn er ein totaler Kotzbrocken ist!“

Typisch Liah. Sie sagt zwar direkt, was sie denkt, aber immer im passenden Augenblick. Ich dagegen platze oft impulsiv und ohne Nachzudenken mit meinen Gedanken heraus.

Mein Gesicht fängt an zu glühen. Ich schäme mich und sehe bestimmt aus wie eine Tomate. „Ich konnte nicht anders, tut mir leid. Die Worte kamen einfach so aus mir raus. Ich kann ihn einfach nicht ausstehen“, sage ich zu meiner Verteidigung und schaue betreten auf meine schmutzigen und ausgelatschten Schuhe. Nur gut, dass mein Vater mit Iva schon vorausgegangen ist und das alles nicht mitbekommen hat. Er würde Liah Recht geben, und ich mich noch mieser fühlen.

„Das war nicht so hart gemeint, wie es sich von mir angehört hat, Tian. Ich finde deinen Mut und deine Entschlossenheit, unsere Tiere zu beschützen und sich für sie einzusetzen, immer wieder bemerkenswert. Du bist erst acht Jahre alt und manchmal frage ich mich, ob wir uns nicht vielleicht in deinem Geburtsjahr geirrt haben. Nur solltest du bei Conran etwas vorsichtiger sein.“

Als ich wieder nach oben schaue, sehe ich, dass sie mich anlächelt und dann muss auch ich schmunzeln. Sie kommt auf mich zu und drückt mich an sich.

„Dir wäre so ein Fehler nicht passiert!“, sage ich.

„Nein, aber ich bin ja auch älter und klüger als du“, sagt sie feixend und kneift mich in die Seite.

„Ha ha, sehr witzig!“, erwidere ich.

„Quatsch, auch ich mache Fehler. Und selbst wenn es unbedacht war: Conrans ängstlicher und entsetzter Gesichtsausdruck war herrlich“, sagt sie schadenfroh. „Aber jetzt müssen wir uns beeilen, sonst verpassen wir wirklich noch die Geburt!“

Die Straße Richtung Tropenhaus, vorbei an dem ehemaligen Elefantengehege, dem Affenhaus und dem Hippodrom, die damals vor 40 Jahren alle zu Wohnhäusern umfunktioniert worden sind, ist sandig und voller kleiner Steine. Meine Hose und Schuhe sind bald voller Staub und Dreck und haben die Farbe von grauem Asphalt angenommen.

Die Wohnhäuser erfüllen ihren Zweck. Wir sind geschützt und haben ein Dach über dem Kopf. Ansonsten sind sie eher trist und farblos. Meiner Großmutter stehen immer wieder die Tränen in den Augen, wenn sie von ihrem alten Zuhause erzählt. Sie weiß, dass sie dankbar dafür sein kann, dass sie und ihre Familie überlebt haben, kann aber ihren Schmerz über den Verlust ihrer alten Welt nicht einfach auslöschen, selbst wenn sie es wollte. Sie hat sich nie wirklich damit abgefunden, hier leben zu müssen.

Am Ende gabelt sich die Hauptstraße in zwei weitere kleinere Nebenstraßen. Die eine führt zu den ehemaligen Aquarien und dem Raubtierhaus und die andere zu Tillas Zuhause. Bei dem Tropenhaus angekommen, öffnet uns meine Mutter die Tür.

„Hallo, mein Schatz. Bitte nicht böse sein“, sagt sie, bevor ich meckern kann, dass sie ohne mich zu Tilla gegangen ist. „Ich wollte dich nicht wecken, weil du in den letzten Tagen so wenig Schlaf bekommen hast. Und wir sind heute schon sehr früh zu Tilla gegangen.“

Sie nimmt mich in den Arm und gibt mir einen Kuss auf meinen Haarschopf.

„Morgen, Mama. Ist schon okay, mach dir keinen Kopf“, sage ich gelassen. Meine Enttäuschung und Wut haben sich längst gelegt. Und da ich nichts verpasst habe, kann ich ihr nicht weiter böse sein.

Ich laufe zu Tilla und schaue in ihre runden, dunkelbraunen Knopfaugen, die im Gegensatz zu ihrem Körper winzig aussehen. Ich muss unser Gorillaweißchen nicht fragen, ob sie Schmerzen hat, denn das kann ich auch so sehen. Sie lässt meine kleinen Hände in ihren verschwinden und lächelt mich schnaufend an.

Die Geburt dauert nicht lange und schon nach wenigen Minuten liegt ein 2kg schweres Kerlchen in den Armen seiner Mutter. Wie Menschenbabys können Gorillababys nicht laufen und müssen die nächsten Wochen von ihren Müttern getragen werden. Bis sie anfangen zu krabbeln, vergehen einige Monate.

„Willkommen in unserer Welt, kleiner Mann“, sagt meine Mutter und legt dem Baby eine veilchenblaue Decke über den Körper.

Selig lächelnd drückt Tilla ihren Sohn an sich. Der Kleine ist ein Wunder. So winzig und niedlich. Ich würde ihn am liebsten in meine Arme nehmen und knuddeln.

„Na, Kleiner“, sage ich leise, als er seinen Kopf zu mir dreht. Kleine gerundete Kulleraugen, dunkles erdbraunes Fell und ein Blick, der zugleich Neugierde und Unbehagen zeigt. Ich trete noch näher an ihn heran, um ihn zu berühren. Anstatt sich von mir abzuwenden, spüre ich sein schnelles Schnüffeln ganz nah an meinem Gesicht. Er schiebt seine Hand unter der Decke hervor, greift nach meiner und umschließt fest meinen Zeigefinger. Diesen Moment werde ich nie vergessen und ich wusste sofort, dass ich alles tun würde, um ihn zu beschützen.

Tilla legt ihr Kind auf ihre Schulter und erst jetzt fällt mir auf, dass sein dunkles Fell nicht wie bei seiner Mama gleichmäßig gefärbt ist, sondern auf dem Rücken, den Armen und Beinen leichte silberne Streifen hat.



Ich habe auf keinem Bild je solch ein Muster bei einem Gorilla gesehen und denke augenblicklich an die sonnenfarbenen Katzen mit den schwarzen Streifen, die schon zu Zeiten meiner Urgroßeltern ausgestorben waren.

Ich überlege kurz und blicke zu meiner Familie auf, die mich schon die ganze Zeit über erwartungsvoll beobachtet und neugierig darauf wartet, welchen Namen ich gleich sagen werde.

„Tiger“, sage ich zuerst leise zu mir selbst und anschließend hörbar zu den anderen. „Ich nenne ihn Tiger.“

Viele Tiere sind damals bei den Naturkatastrophen ums Leben gekommen, verdurstet oder verhungert. Die Tiere, die überlebt haben, wurden von den Menschen befreit. Elefanten, Nashörner, Flusspferde, Zebras und noch viele Arten mehr sind in die Wildnis gelaufen. Was dort aus ihnen geworden ist, weiß keiner.

Tillas Familie, nach Erzählungen meines Großvaters insgesamt sechs Tiere, hatten entweder Angst oder sich schon zu sehr an ihr Umfeld gewöhnt und sind geblieben. Tigers Vater Ty ist erst vor zwei Monaten an einer uns unbekanntem Krankheit gestorben. Der Gedanke, dass sich der kleine Tiger und sein Vater nicht mehr kennenlernen durften, macht mich immer noch traurig. Nun sind Tilla und Tiger die letzten Gorillas im Zoo.

Bei den Vorfahren von Thera und Pan hat sich damals keiner getraut, die Gehegetür zu öffnen und so sind auch die Großkatzen, wenn auch gezwungenermaßen, geblieben.

Dann sind da noch Carla und ihr Mann Bär, die friedlichen und überaus gutmütigen Koalabären, die bei der kleinsten Unruhe sofort auf einen Baum flüchten, eine kleine Herde Schafe, deren feine Wolle zu Kleidung verarbeitet wird und ein Gockel mit seinen zwanzig Hühnern.

Meine Großeltern haben sich nach ihrer Ankunft im Zoo bereit erklärt, sich um die Tiere zu kümmern. Und über die Jahre hinweg sind sie ihnen und uns ans Herz gewachsen.

In Tiger habe ich einen wahren Freund gefunden. Den Besten, den man sich vorstellen kann. Seit seiner Geburt bin ich jeden Tag im Tropenhaus gewesen und muss bei jeder neuen Begrüßung aufpassen, mein Gleichgewicht zu halten, wenn er in meine Arme läuft. Aus dem vier Pfund schweren Baby ist schnell ein kleiner Koloss geworden und trotzdem lasse ich mich nicht davon abhalten, mit ihm zu spielen. Ich fühle mich manchmal selbst schon wie ein Gorilla und habe durch das Toben mit ihm nicht nur das Klettern erlernt. Tilla weist ihn manchmal in seine Schranken, wenn er zu heftig wird, aber selbst wenn ich mit blauen Flecken übersät nach Hause komme, möchte ich die Zeit mit ihm nicht missen. Wenn es nicht zu kalt ist, schlafe ich sogar bei ihm. Ich vertraue ihm blind und spüre, dass er mir nie ernsthaft oder absichtlich etwas antun würde.

Ihr Gehege verlassen wir nie, sondern halten uns nur in ihrem Haus und dem angrenzenden Grundstück auf. Leider. Mehrmals habe ich meine Eltern um Ausgang für ihn gebeten, doch es half kein Flehen und kein Betteln. Die Gespräche mit ihnen liefen immer gleich ab:

„Die Dorfbewohner würden es nicht verstehen und hätten Angst, wenn ein Gorillamännchen durch ihre Straßen läuft, auch wenn dieser eigentlich noch ein Kind ist. Versteh das doch!“, sagte meine Mutter.

„Und wer denkt an Tiger? Er muss sein Leben lang in einem kleinen Haus verbringen, ohne mal was anderes gesehen zu haben, als ein langweiliges Gehege hinter einem Maschendrahtzaun. Und das nur, weil die Leute Angst vor ihm haben. Sie kennen ihn doch gar nicht. Er tut keiner Fliege etwas zu leide“, sagte ich in einem aufgebrachtem Tonfall. „Wenn ich fragen würde, ob ich mit den Katzen frei herumlaufen dürfte, dann würde ich es ja verstehen. Aber bei Tiger!“, fügte ich jammernd und mit flehendem Blick hinzu.

„Wir wissen das alles, mein Schatz, aber die Leute wissen es eben nicht. Angst ist ein schlechter Begleiter und hat schon so manche Menschen Dinge tun lassen, die später bereut wurden und nicht mehr rückgängig zu machen waren. Die Leidtragenden wären unsere Tiere.

Vertraue uns und glaube an unser Urteilsvermögen!“, sagte mein Vater.

In einer Sache kann ich mir 100prozentig sicher sein. Meine Eltern würden anders entscheiden, wenn es eine Möglichkeit geben würde. Sie lieben Tiger und wollen ihn sicher nur beschützen. Und gerade weil

ich das weiß, fühle ich mich so machtlos und niedergeschlagen. Die Vorstellung, mit Tiger umherzulaufen, ihm mein Zuhause, die Straßen und die Felder rund um unser Dorf zu zeigen, hat mir gefallen. Er hätte eine für ihn neue Welt erkunden können, selbst wenn auch diese sehr begrenzt ist. Ich stelle mir nun immer häufiger die Frage, wie es wohl ist, ohne Zäune, Drähte und Mauern leben zu können. Einfach frei zu sein.

Genau wie Tiger bin ich im Zoo geboren und aufgewachsen, hier kenne ich mich aus. In ihm lebt meine Familie und schützt sie und mich vor der Außenwelt.

Trotzdem! Es muss noch mehr geben als das Dorf. Mein Wunsch nach Freiheit wächst mit jedem Tag und die Welt wartet nur darauf, von mir entdeckt zu werden.

Denn etwas wurde mir nach Tigers Geburt noch klarer: Ich bin eingesperrt, genau wie er.

## 2

In den letzten Jahren gab es kaum einen Moment, in dem ich Zeit zum Verschnaufen hatte. Ich habe wie ein Verrückter gelernt und die Schule beendet. Und ich hätte nie von mir gedacht, dass ich einmal so ein Bücherwurm werden würde. Bis spät in die Nacht hinein habe ich meine Nase in Bücher über Tiere und Pflanzen gesteckt. Nicht selten ist mir am nächsten Tag mein Kopf vor Müdigkeit auf den Schultisch geknallt.

Zusammen mit Conran habe ich die Ausbildung zum Jäger absolviert. Mein Vater Will und die anderen Jäger haben uns das Jagen gelehrt, einschließlich unzähliger Trainingsstunden in dem angrenzenden Wald. Aber das Größte: Ich habe einen neuen Freund und großen Bruder bekommen. Er heißt Nikolas und ist sechs Jahre älter als ich. Meine Eltern haben ihn bei uns aufgenommen, nachdem seine Mutter vor vier Jahren an einer Lungenentzündung gestorben war. Seinen Vater hat er nie kennengelernt, und auch sonst ist wahrscheinlich keiner mehr von seiner Familie am Leben. Einige Wochen bevor sich die Erde für immer veränderte, kam seine schwangere Mutter aus dem Norden Afrikas nach Europa gereist, um Verwandte zu besuchen. Sie konnte nie wieder in ihre Heimat zurückkehren und brachte ihren Sohn, Nikolas, auf der Flucht in den Zoo zur Welt.

Wir beide sind uns in vielen Dingen ähnlich, haben oft die gleichen Ansichten, nur ist er nicht so impulsiv und hitzköpfig, wie ich es manchmal bin. Er trägt seine Emotionen nicht so offen auf dem Gesicht.

Manchmal wünsche ich mir seine Gelassenheit und die Fähigkeit, eine undurchdringliche Miene aufsetzen zu können. Das würde mein Leben ungemein erleichtern.

Auf Nikolas konnte ich mich bis heute immer verlassen. Gerade die Tage im Wald waren oft lang und unheimlich. Mit ihm habe ich mich sicherer gefühlt und meine Ängste besser in den Griff bekommen.

Ich erinnere mich an einer der ersten Nächte draußen im Freien und an ein Gespräch mit ihm, das mir sehr geholfen hat.

„Ich glaube, ich kann das nicht!“ sagte ich.

„Was kannst du nicht?“, fragte Nikolas.

„Ein Tier töten“, antwortete ich.

Er schaute eine Weile nach unten auf den Boden und entfachte eine kleine Flamme für unser Lagerfeuer.

„Wenn du Hunger hast und drohst, daran zu sterben, dann vergisst du ganz schnell, was du eben gesagt hast. Du kannst dich natürlich entscheiden, ob du Fleisch essen möchtest oder nicht. Das steht jedem frei. Aber stell dir vor, wie deine Leoparden leiden würden, wenn du es nicht tun könntest. Sie würden qualvoll sterben. Wir jagen weder aus Spaß, noch aus Langeweile oder weil wir die Tiere nicht achten“, sagte er ernst.

Nach diesem Gespräch war ich nicht mehr so unsicher und konnte mit der neuen Situation besser umgehen.

Außer Nikolas und Tiger, der mit seinen 240kg auf dem besten Weg ist, ein stattlicher Gorilla zu werden und dessen Tigerstreifen mit der Zeit noch intensiver geworden sind, gibt es noch jemanden, den ich in mein Herz geschlossen habe: Iris, eine junge Leopardin und die Tochter von Thera und Pan. Sie war die einzige Überlebende von drei Katzenjungen und hat vor zwei Jahren das Licht der Welt erblickt.

Iris hat eine einzigartige Fellzeichnung: Der Kopf ist mit vielen kleinen schwarzen verschobenen Kreisen gezeichnet, die bis zur Körpermitte immer größer und heller werden, die Schwanzspitze ist schneeweiß.

Anfangs habe ich mich noch zu ihr in das Pantherhaus geschlichen. Meine Eltern hatten einfach zu große Angst um mich. Leoparden gehören zu den größten Raubkatzen auf der Erde und sind alles andere als Kuscheltiere. Doch ich kenne Iris, seit sie geboren wurde. Sie ist mit mir groß geworden und zwischen uns ist über die Zeit eine besondere Bindung gewachsen. Aus diesem Grund hat es mein Vater irgendwann aufgegeben, mich daran hindern zu wollen, mit ihr zu spielen. Wenn ich etwas unbedingt will, dann bin ich schwer zu bremsen und wie ich zugeben muss, auch ein wenig unvernünftig. Doch selbst ich habe Respekt vor den Katzen und auch wenn ich Thera gut kenne, hole ich Iris grundsätzlich in das freie, wenn auch kleine Nachbargehege. Wie wir Menschen haben auch sie ihre guten und ihre schlechten Tage und mit Iris` Mutter möchte ich mich nicht anlegen. Pan ist ohnehin in einem anderen Gehege, so muss ich mir nicht auch noch um ihn Gedanken machen.

Bei unserem täglichen Begrüßungsritual gehe ich immer in die Hocke und strecke ihr meinen Kopf entgegen, woraufhin sie mit ihrer Nase an meine stupst. So wie heute.

„Ich werde immer für dich da sein, meine Hübsche. Das verspreche ich dir!“, sage ich liebevoll zu ihr und sie streicht schnurrend an meinen Beinen entlang. Ich gehe auf die Knie und beuge mich zu ihr, woraufhin sie mich sofort mit ihrer feuchten Nase berührt.

„Worauf hast du heute Lust, Süße?“ Ich warte einen kurzen Augenblick. „Ein Wettrennen!? Wer als Erstes an der Gehegetür ist, hat gewonnen!“ Ich habe die Worte kaum ausgesprochen, da sprinte ich auch schon ohne das „*eins zwei drei*“ los, wohl wissend, dass ich gegen sie nicht die geringste Chance habe. Iris ist ein Energiebündel mit einer Menge Kraft.

Kaum bin ich an der Eingangstür angekommen, hat sie sich schon eine neue Beschäftigung gesucht. Sie beobachtet eine kleine Amsel, die sich in ihrem Gehege verirrt hat. Normalerweise meiden Vögel das Zuhause der Leoparden, aber die Jungamsel ist noch nicht alt genug, um zu wissen, dass man sich lieber von hier fernhalten sollte.

Vorsichtig schleicht sie sich an den Vogel heran, legt sich auf dem Weg zu ihm immer wieder mit geschmeidigen Bewegungen auf den Boden und wartet schließlich auf einen günstigen Moment, um zuzuschlagen. Als dieser für sie gekommen ist, springt sie auf und wird in wenigen Sekunden bei ihrem Opfer sein. Allerdings hat sie nicht mit mir gerechnet. Während ihres Luftsprungs habe ich einen hohen Ton gepfiffen, den die Amsel erschreckt hat. Sie kann entweichen, bevor Iris auf dem Boden landet.

„Tut mir leid, Süße“, sage ich schuld bewusst, schließlich habe ich ihr die Jagd verpatzt. „Ich wollte den kleinen Vogel gerne fortfliegen sehen.“ Ärgerlich blickt sie mich an und kehrt mir schließlich den Rücken zu. Sie ist wütend auf mich. Der Drang zu jagen liegt in ihrer Natur. Abwarten, Anschleichen, Spurten, Erlegen. Diese Vorgehensweise hat sie nicht nur von ihrer Mutter gelernt. Sie wurde ihr mit in die Wiege gelegt. Es sind ihre Instinkte, die sie zu einer Jägerin machen, selbst wenn sie von uns gefüttert und umsorgt wird.

Ich bringe Iris zurück zu ihrer Mutter, verlasse das Gehege und verschließe die Tür. Ich möchte noch nicht nach Hause und bleibe einen kurzen Moment mit meinem Blick Richtung Iris und Thera stehen, die sich gerade liebevoll begrüßen.

„Wunderschöne Tiere. Ich kann verstehen, warum du ihnen so gerne zusiehst.“ Ich zucke zusammen. Wann ist Nikolas neben mich getreten? Ich habe ihn nicht kommen hören.

„Im Anschleichen stehst du ihnen schon mal in nichts nach! Du hast mich ganz schön erschreckt! Von wo bist du gekommen?“, frage ich. Anstatt zu antworten, grinst er mich nur an. Ich belasse es dabei und genieße den Augenblick. Entspannt und zufrieden schauen wir beide den Leoparden zu, wie sie miteinander in der Abendsonne toben.

Am nächsten Tag gehe ich frühmorgens erneut zu Iris, lasse meinen Blick wie gewohnt über ihr Gelände schweifen und merke sofort, dass mit dem Gehegezaun etwas nicht stimmt.

Ich eile auf die Stelle zu und sehe es: Der Draht ist beschädigt und ein Loch ist entstanden, aus dem die Katzen mit Leichtigkeit ausbüchsen könnten.

Ich überlege kurz und frage mich, ob ich es gestern übersehen habe? Aber es wäre mir doch sicher aufgefallen!? Denke ich jedenfalls. Oder war ich zu abgelenkt? Ist auch nicht wichtig. Eines ist sicher: Nikolas hätte das Loch sicherlich sofort bemerkt, denn er hat nicht das Zutrauen zu den Tieren, wie ich es habe. Er hätte sofort Alarm geschlagen und das zu Recht. Es muss also nach unserem Besuch oder in der Nacht passiert sein.

Ohne große Eile trete ich näher an die Zaunstelle heran und schaue mir die Drahtenden genau an. Wie konnte das passieren?

„Relativ glatte Kanten und Enden, an denen nicht gerissen oder gezerrt worden ist“, sage ich zu mir selbst. „Irgendetwas stimmt hier nicht.“ Die Erkenntnis läuft mir kalt über meinen Rücken. Da wurde nachgeholfen!

Denk nach, Tian, denk nach. Sollte ich jetzt lieber sofort Hilfe holen? Dann müsste ich aber die offene Zaunstelle verlassen. Nein, das ist zu riskant. Ich könnte versuchen, es zu verschließen. Es findet sich bestimmt etwas, was ich benutzen kann. Ich drehe mich einmal um meine eigene Achse und entdecke in einer Ecke eine alte grüne Tonne. Nicht die beste Wahl, aber besser als gar nichts. Ich werde sie vor das Loch schieben und dann Hilfe holen.

Auf dem Weg zu ihr drehe ich mich mehrmals zu Thera und Iris um. Sicher ist sicher. Zu meinem Glück beachten sie mich nicht. Iris spielt mit ihrem Wollball, den ich ihr erst vor kurzem geschenkt habe, und ihre Mutter liegt dösend in der Morgensonne.

Ich greife mir die Tonne und wuchte sie rückwärts auf das Gatter zu. Als ich mich erneut umdrehe, bleibt mir fast mein Herz stehen: Iris! Sie ist nicht mehr zu sehen.

Hastig lasse ich den Behälter los und laufe so schnell ich kann zurück, um sie im Gehege ausfindig zu machen. Vielleicht ist sie nur ins Haus gegangen. Ich sehe nach. Doch dort ist sie nicht.

Wieder draußen steht sie bereits schnuppernd neben der grünen Tonne, auf die sie leichtfüßig hinaufspringt. Mein Herz hämmert wie verrückt und mein Puls schnell auf gefühlte 180. Wie konnte ich nur so dumm sein und nicht merken, dass sie mich wohl doch beobachtet hat, nur um bei der nächstbesten Gelegenheit ins Freie zu laufen. Schlaues, kleines Biest.

„Iris, hast du mich vielleicht erschreckt. Komm wieder zurück! Deine Eltern warten bestimmt schon auf dich“, sage ich in einem betont beiläufig klingenden Tonfall, um sie nicht zu erschrecken. Sie hebt kurz ihren Kopf.

„Komm zu mir, Iris.“ Doch nichts passiert. Sie widmet sich wieder ihrem neuen Spielzeug, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen.

Thera und Pan stehen mittlerweile vor ihren Gehegezäunen und beobachten uns. Es scheint, als würden sie mir sagen wollen: *Nun sieh zu, wie du unsere Tochter wieder zurückholst.*

Das wird zweifellos nicht einfach. Iris ist sicher froh, außerhalb ihres kleinen gewohnten Reviers zu sein und wird diese Freiheit nicht so kampflos wieder aufgeben. Dazu ist ihre Neugierde viel zu groß.

Mit schnellen Schritten, aber ohne große Hektik, laufe ich zur Tonne, ziehe sie bis vor die Zaunlücke und hoffe, dass Thera nicht genauso wissbegierig ist wie ihre Tochter, denn sie könnte die Tonne mit Leichtigkeit zur Seite schieben. Positiv denken! Jetzt nur keine Panik! Wird schon gut gehen.

Ich rufe noch ein paar Mal ihren Namen. Vergeblich. Wie oft habe ich schon versucht ihr beizubringen, auf den Namen „Iris“ zu hören? Gefühlte hundertmal. Die Chancen, dass sie gerade heute gehorcht und freiwillig zu mir kommt, stehen schlecht. Wenn ich das Ganze genauer betrachte, muss ich mir sogar eingestehen, dass es ziemlich aussichtslos ist. Sie ist eine Katze und die haben nun mal ihren eigenen Kopf. Wenn sie etwas nicht wollen, kann man sie kaum dazu zwingen.

Erneut gehe ich auf sie zu. Sie schaut mich herausfordernd an und ihr Blick sagt mir, dass sie Lust hat zu spielen.

„Iris, ich verstehe dich ja, aber wir sollten schnellstens zurück zu deinen Eltern gehen. Komm zu mir, Süße“, rufe ich nun etwas energischer. Normalerweise würde ich sie nach meinen klaren und lauten Worten ignorieren, um ihr zu zeigen, was ich von ihrem Verhalten halte, aber ich kann es nicht riskieren, dass sie noch weiter hinein ins Dorf läuft. Die Gefahr, dass Panik ausbricht, ist zu groß.

Ich bin fast bei ihr, da nickt sie mir mit dem Kopf zu und läuft in großen Sprüngen vor mir davon. Mir wird mulmig und flau im Magen, als ich sehe, wie sie direkt auf die Hauptstraße in Richtung Gemeindehaus läuft. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals. Ich kann nur hoffen, dass bei diesem trüben Wetter die meisten Bewohner in ihren Häusern geblieben sind.

„Iris, nun komm schon. Das gibt Ärger! Für uns beide!“, rufe ich energisch. Als ob ich nicht wüsste, dass ihr meine Worte vollkommen egal sind. Sie möchte etwas Spaß haben, bevor es zurück geht in ihre kleine Welt und lässt mich immer wieder nahe genug an sich herankommen, um dann wieder mit einem Satz vor mir wegzuspringen.

Mir geht langsam die Puste aus. Ich fange an zu keuchen und das, obwohl ich ziemlich gut in Form bin.

Unser tägliches Begrüßungsritual! Das ist es! Ich rufe ihren Namen. Sie dreht sich um. Immerhin, sie hört! Ich knie mich auf den Boden, neige meinen Kopf nach vorne und warte auf ihren Stups mit der Nase. Doch ich habe Pech. Auf den Trick fällt sie nicht rein. Mist. Ich muss mir etwas Besseres einfallen lassen.

Unter Druck kann ich normalerweise am besten denken. Heute ist es eher so, dass er mich noch nervöser und unbeholfener werden lässt, als gut ist. Noch nie zuvor habe ich in so einer Klemme gesteckt und ich ärgere mich mittlerweile nicht mehr nur über Iris, sondern auch über mich selbst. Durch mein Rufen kommen die Leute nach und nach aus ihren Häusern. Die Neugierde treibt sie nach draußen, aber zum Glück hält sie die Furcht in ihren Vorgärten, die von hohen Zäunen umgeben sind.

Aber was mache ich, wenn ich bei ihr bin? Sie zurück in ihr Gehege tragen? Eher nicht! Darauf hoffen und warten, dass sie einfach brav neben mir herläuft, wenn sie keine Lust mehr hat, Hunger bekommt oder müde wird? Keine besonders gute Idee.

In diesem Moment kommt mein Großvater aus der Schmiede. Auch er hat die Aufregung unter den Bewohnern mitbekommen und kommt nun geradewegs auf mich zu.

„Was ist passiert? Wie zum Teufel ist Iris aus dem Gehege entwischt?“, fragt er mich mit gehetzter Stimme.

Schnaufend und nach Luft ringend antworte ich. „Ein Loch...im Zaun...keine Ahnung woher...sieht geschnitten aus...Hab versucht, sie zu fangen.“

„Das schaffst du nicht alleine und schon gar nicht, wenn du kein Seil zum Einfangen hast. Warum hast du mich nicht sofort geholt?“, fragt er mich vorwurfsvoll.

Sehr hilfreich! Das kann ich jetzt gut gebrauchen. Warum hast du nicht dieses, warum nicht jenes getan! Ich habe so reagiert, wie ich es für richtig gehalten habe. Im Nachhinein weiß man meistens, wie es besser gelaufen wäre.

„Ich dachte, ich schaff's alleine“, erwidere ich geknickt. „Zumindest hatte ich das gehofft.“

Was für ein Schauspiel. Die Leute amüsieren sich bestimmt prächtig. Das macht mich zusätzlich zu der Abgeschlagenheit noch niedergeschlagener. Mittlerweile scheint das gesamte Dorf versammelt zu sein. Ich werde langsam echt wütend. Warum muss Iris ausgerechnet heute ihren Sturkopf durchsetzen und mich vor allen im Dorf zum Trottel machen!?

Meine Mutter und meine Schwestern kommen eilig auf uns zu.

„Was ist passiert und...“ Ich unterbreche meine Mutter und sage ihr mit knappen Worten, was los ist, bevor sie mir auch noch Vorwürfe machen kann.

„Das kriegen wir schon wieder hin. Wir umzingeln sie und treiben sie zurück in das Pantherhaus. Das klappt schon. Hat jemand ein Seil zum Einfangen?“, fragt Iva.

Die Frage erübrigt sich: Mein Großvater kommt mit einem langen Strick in seinen Händen zurück. Vor lauter Aufregung habe ich gar nicht mitbekommen, dass er weg war. Ich bin so unaufmerksam. Es kann doch eigentlich nichts passieren. Und trotzdem wächst ein unangenehmes Kribbeln in meinem Bauch.

Iva sagt jedem von uns mit knappen Worten, wie wir Iris, die inzwischen auf die Dorfmauer gesprungen ist, am besten einkreisen und wer wo genau stehen muss.

„Komm zu mir, Süßel!“, sage ich ruhig, doch sie merkt meine Nervosität und rührt sich kein Stück.

Wir gehen auf unsere Positionen. Belle steht mir gegenüber, ihre Augen, auf einen Schlag ungläubig geweitet, blicken an mir vorbei.

„Was hast du vor? Geh sofort zurück“, sagt sie in einem ärgerlichen und zugleich ängstlichen Tonfall.

Mit wem spricht sie? Ich wende meinen Blick und schaue direkt in den Lauf einer Armbrust, die Conran in den Händen hält. Mit Missachtung geht er an mir vorbei, zielstrebig auf Iris zu. Ohne lange nachzudenken, stürze ich mich von hinten auf ihn und bringe ihn zu Fall. Er landet mit seinem Gesicht im Staub, seine Armbrust ein paar Meter vor seinen Füßen. Wütend richtet er sich auf, dreht sich zu mir um und spuckt vor mir auf den Boden.

Ich frage mich, was er nun tun wird und wichtiger, was ich nun tun sollte. Er greift mich nicht an, wie ich eigentlich erwartet hätte, sondern setzt seinen Weg unbeirrt fort, hebt seine Waffe auf und legt erneut zum Schuss an. Unvermittelt lässt er seine Arme wieder sinken.

Ich bin verwundert, aber auch unendlich erleichtert. Was hat ihn dazu gebracht, die Armbrust sinken zu lassen? Einsicht? Reue? Vielleicht! Allerdings würde dieses Verhalten so gar nicht zu ihm passen.

In der nächsten Sekunde weiß ich, warum er so gehandelt hat. Nicht weit von ihm entfernt steht Thera und starrt ihn bedrohlich an, wachsam, was Conran als Nächstes tun wird. Dieser strafft seine Arme. Er hat also nicht vor aufzugeben. Thera deutet seine Bewegungen richtig und brüllt nun so ohrenbetäubend laut, dass selbst ich vor Schreck zusammenzucke. Noch nie zuvor in meinem Leben habe ich sie so wütend erlebt. Mir wird klar, dass sie ihr bedrohtes Kind schützt. Sie würde wie fast jede Mutter kämpfen und wenn es sein muss, für ihr Kind sterben. Bedingungslos.

Knurrend macht sie sich zum Sprung bereit. Conran fängt an zu zittern, hält seine Waffe trotzdem fest in seinen Händen. Er ist angespannt und könnte jederzeit schießen.

„Ruhig, Thera, ganz ruhig. Es kommt alles wieder in Ordnung. Niemand tut dir oder deinem Kind etwas. Ssssch...ganz ruhig“, spricht mein Großvater behutsam zu Thera. Wenn sie jemand beruhigen kann, dann er. An Conran gewandt zischt er: „Nimm vorsichtig deine Arme runter und leg die Waffe auf den Boden... sofort!“ Abwechselnd von Thera zu Conran sprechend, schafft er es, der Leopardin das Seil um den Hals zu legen und Conran dazu zu bringen, die gefährliche Waffe zu senken.

Thera gibt ihre Angriffshaltung auf, bleibt aber dennoch unbeirrt fixiert auf den Feind. Nur widerwillig lässt sie sich fortführen. Die Lage entspannt sich erneut. Jetzt muss nur noch Iris eingefangen werden und der Albtraum hat ein Ende.

Conran ist inzwischen auf die gegenüberliegende Seite hinter einen schützenden Zaun gelaufen und ich traue meinen Augen nicht: Er wählt sein altes Ziel.

„Lauf, Iris, lauf“, schreie ich und sie beginnt aufgeschreckt auf der Mauer hin- und herzulaufen, um nach einer geeigneten Stelle zum Abspringen zu suchen. Auch sie hat längst gemerkt, dass das Spiel vorbei ist.

Im nächsten Augenblick durchfährt ein Klacken und Zischen die angespannte Stille. Die Zeit scheint still zu stehen. Der Pfeil rauscht auf Iris zu. Doch es ist nicht Iris, die getroffen wird.

## *Iris*

*„Mama“, sage ich leise und stupse mit meiner Nase behutsam an das Gesicht meiner Mutter. Als sie nicht reagiert, berühre ich sie sanft mit meiner Pfote an ihrer Schulter. „Bitte, Mama,...bitte steh auf“, flehe ich und lege meinen Kopf auf ihre Brust. Ich möchte ihr nahe sein und hoffe auf das Klopfen ihres Herzens. Doch ich höre nichts, bin gefangen in einer Blase, unendlich weit weg. Ich merke, dass die Menschen, die mir in den letzten Jahren so ans Herz gewachsen sind, versuchen, mich von meiner Mutter wegzuziehen. Instinktiv wehre ich mich dagegen. Ich will nicht weg von ihr, will bei ihr bleiben und werde sie auf keinen Fall alleine lassen. Das ist bestimmt alles nur ein böser Traum, aus dem ich gleich erwachen werde und meine Mutter mir liebevoll in meinen Hals beißt.*

*Doch nichts passiert. Meine Augen füllen sich mit Tränen.*

„Mama, bitte steh endlich auf. Ich weiß nicht, wie ich ohne dich leben soll. Bitte steh auf. Bitte!“ Aus meinem Wimmern ist ein klagendes Weinen geworden.

Ihre Augen öffnen sich. Mit letzter Kraft dreht sie ihren Kopf zu mir.

„Meine Tochter, mein starkes Mädchen. Hör mir zu, mir bleibt nicht mehr viel Zeit!“, sagt sie schwach.

„Nein, alles wird gut. Tians Mutter wird dir helfen. Du wirst wieder gesund!“, schluchze ich. Sie darf nicht gehen. Ich brauche sie so sehr.

„Bitte, Iris, ich möchte dir etwas sagen: Ich liebe dich. Ich werde dich immer lieben. Bis in alle Ewigkeit. Halte dich an deinen Vater und die Menschen, ganz besonders an Tian. Er mag dich sehr und wird dir helfen. Schon bald wird sich etwas verändern. Ich kann es spüren. Die Welt, wie wir sie kennen, wird schon bald nicht mehr sein. Etwas Großes und Mächtiges wird kommen“, flüstert sie.

Diesmal unterbreche ich sie nicht, sondern warte geduldig ab, bis sie weiterspricht.

„Tian braucht auch dich. Beschütze ihn und seine Familie. Und ganz gleich, was auch passiert, wo du bist oder ich bin, ich werde immer bei dir sein. Vergiss das nie, meine Kleine.“ Sie stöhnt qualvoll auf und ihr Kopf sinkt zurück auf den Boden, ihre Augen schließen sich.

„Nein,...Mama. Du schaffst das! Bitte, Mama, halte durch! Du darfst jetzt nicht aufgeben. Ich brauch dich. Bleib bei mir.“

Eine unnatürliche Stille breitet sich aus.

„Mama, ich liebe Dich“, flüstere ich.

Die Worte meiner Mutter, niemals werde ich sie vergessen. Sie liebt mich. Dabei bin ich für ihren Schmerz verantwortlich. Ich kann nur noch hoffen, dass die Menschen sie retten. Dann werde ich alles wiedergutmachen und nie wieder irgendwelche Dummheiten machen. Das verspreche ich!

Ich lege meinen Kopf auf ihren Brustkorb und spüre, wie er sich ganz leicht hebt und senkt.

Trotzdem keimt ein fürchterliches Gefühl in mir auf.

Sie öffnet ihre Augen und sieht mich liebevoll an.

„Mama, bitte verzeih mir,“ sind meine letzten Worte, die ich meiner Mutter noch sagen kann, ehe ihr Herz für immer aufhört zu schlagen.

## Tian

„Belle, hol Nadel und Faden, Betäubungsmittel, Wasser, Verbandszeug und alles, was wir sonst noch brauchen. Beeil Dich!“, sagt meine Mutter und hockt sich konzentriert neben Thera auf den Boden. Gemeinsam mit meinem Vater und Großvater versucht sie, Iris von ihrer Mutter wegzuholen. Sie wehrt sich dagegen, greift uns aber nicht an. Die drei schaffen es schließlich, sie zumindest etwas zur Seite zu schieben.

Der Pfeil steckt tief in Theras Bauch. Ich laufe angespannt hin und her. Wo bleibt Belle? Warum dauert das so lange!? Ich muss etwas tun, ansonsten werde ich noch wahnsinnig.

„Kann ich dir helfen?“, frage ich meine Mutter.

Meine Großmutter antwortet mir in einem ruhigen und zugleich angestregten Tonfall. „Wir müssen auf Belle warten. Wenn wir den Pfeil zu früh rausziehen, verblutet sie.“ Ihr stehen die Tränen in den Augen.

Meine Mutter sieht sich den Pfeil und die Eintrittsstelle noch einmal genauer an und schaut dann wieder zu uns hoch. „Sagt mir sofort Bescheid, wenn ihr Belle seht. Wir dürfen keine Zeit verlieren.“

Ich halte Ausschau nach meiner Schwester. Sie kommt! Endlich! Ich sprinte los. Bis vor wenigen Minuten fühlte ich mich noch völlig entkräftet, aber jetzt scheint mir das Adrenalin zur Hilfe zu kommen, denn ich laufe so schnell wie noch niemals zuvor in meinem Leben. Belle reicht mir die nötige Ampulle und die Betäubungsspritze und nur wenige Sekunden später knie ich neben meiner Mutter. Eilig zieht sie die Spritze auf, als mein Vater seine Hand auf ihre Schulter legt.

„Christin, es ist zu spät“, sagt er.

Doch sie hört ihn nicht, ist unerreichbar in ihrer eigenen Welt. Sie will Theras Leben retten.

Ruhig umfasst mein Vater ihren Arm und spricht sie erneut vorsichtig an. „Schatz, wir können ihr nicht mehr helfen. Sie hat aufgehört zu atmen.“

Meine Mutter starrt weiter auf Thera herab. „Nein, Will, es ist nie zu spät. Es kann nicht zu spät sein,“ sagt sie bestimmend und versucht, Theras Puls zu fühlen. Immer und immer wieder tastet sie ihren Hals ab und schüttelt dabei ungläubig ihren Kopf. „Das kann nicht sein!“, flüstert sie.

Keiner von uns sagt etwas. Bis auf das Wimmern meiner Mutter und Großmutter ist nichts zu hören. Ich selbst fühle mich wie betäubt und kann mich nicht bewegen. Es ist wie in einem meiner Albträume. Nur wache ich diesmal nicht auf. Es passiert wirklich.

Warum war sie eigentlich plötzlich wieder da? Mein Großvater wollte sie doch gerade zurück in ihr Gehege bringen. Hat sie sich losgerissen, als sie gesehen hat, dass Conran wieder auf ihre Tochter angelegt hat?

Der Fassungslosigkeit und Verzweiflung weicht mit einem Schlag der Wut. Ich wende mich dem Mörder unserer Freundin zu: „Warum hast du das getan?“

Er antwortet nicht, sondern starrt weiter ins Leere.

Ich würde ihn am liebsten hinter dem Zaun hervorzerren, ihn schütteln und dazu zwingen, etwas zu sagen, sich zu erklären. Obwohl es für mich eigentlich keine Worte gibt, die seine Tat jemals entschuldigen könnten.

Hinter mir ertönt eine schrille hohe Stimme, die meine Ohren kaum ertragen können. Sie gehört zu Elise, Conrans Mutter.

„Mein Sohn musste sich und die Bewohner verteidigen. Das war sein gutes Recht. Er hat lediglich seine Pflicht getan. Dieses Tier wollte ihn angreifen! Mein Junge hat mit den besten Absichten gehandelt!“

Mir wird schlecht. Wenn ich nicht gegen den Brechreiz ankämpfe, kommt mir mein Frühstück wieder hoch und ich kotze ihr vor die Füße. Die Stimme seiner Mutter und das, was sie gerade gesagt hat, machen mich noch aggressiver, als ich es ohnehin schon bin.

„Verteidigen! Gegen wen oder was? Ihr wart doch alle hinter euren Zäunen. Niemand von euch war jemals in Gefahr. Niemand!“, sage ich mit wütender Stimme.

„Dass diese Bestien irgendwann ausbrechen und uns bedrohen, war lediglich eine Frage der Zeit, und ich habe das immer gewusst!“ Überheblich und schadenfroh hebt sie den Kopf. Diese Arroganz, Engstirnigkeit und Selbstverliebtheit ist unerträglich.

Ich kehre ihr meinen Rücken zu, beschließe, sie zu ignorieren. Ich will verdammt nochmal wissen, warum ihr Sohn das getan hat!

„Warum bist du aus deinem Versteck gekommen? Warum hast du sie getötet? Warum?“, frage ich wieder.

Erneut gibt er mir keine Antwort. „Antworte mir, du Feigling! Warum?“, schreie ich so laut ich kann. Nichts, keine Reaktion von ihm. Er scheint nur noch mit seinem Körper anwesend zu sein, sein Geist hat sich wohl verabschiedet. „Du ekelst mich an!“, rufe ich ihm entgegen. Ich bin kurz davor, die Kontrolle zu verlieren, auszurasen, so sehr verabscheue ich ihn und seine Familie.

Elise steht plötzlich vor mir und hebt ihre Hand. Doch bevor sie mir eine Ohrfeige verpassen kann, packt mein Vater ihre Hand.

„Das würde ich lieber lassen! Auch wenn ihr es nie zugeben würdet, ihr wisst, dass euer Sohn keinen Grund hatte, sich bedroht zu fühlen. Er war nicht eine Sekunde in Gefahr! Ohne ihn hätte die ganze Situation nicht so grauenvoll geendet und Thera wäre noch am Leben“, sagt er und lässt ihren Arm mit einem sicherlich schmerzenden Ruck wieder los.

„Ohne den großen Mut meines Sohnes wäre gewiss einer von uns verletzt worden, schlimmer, vielleicht sogar getötet worden“, sagt Elise. Hört sie sich überhaupt zu. Womöglich verleiht sie ihrem Sohn gleich hier und jetzt eine Tapferkeitsmedaille und schlägt ihn anschließend noch zum Ritter, begleitet mit den Worten „*Conran, der Retter der Zoomenschen, die letzten ihrer Art.*“ Ich muss mich wohl doch noch übergeben.

„Ich berufe eine Gemeindeversammlung ein. So etwas darf nicht noch einmal geschehen“, sagt sie in ihrem gewohnt quiekigen Tonfall.

Als keiner der Bewohner antwortet, stellt sie sich demonstrativ in die Mitte der Straße.



„Das denkt ihr doch auch, oder?“, fragt sie. Wieder bekommt sie keine Antwort. „Unsere Kinder sind in größter Gefahr. Die Tiere müssen weg! Und zwar schnell.“ Auffordernd schaut Elise die Zoobewohner an, von denen die meisten betreten und schweigend nach unten schauen. Sie kennen die Wahrheit und haben mit eigenen Augen gesehen, was wirklich geschehen ist. Sie wollen ihren Vorschlag nicht zustimmen, ihn aber auch nicht ablehnen. Keiner will sich wohl mit der Frau des Bürgermeisters anlegen.

Ich schon! Und erst jetzt fällt mir etwas Wichtiges ein, das ich bei all der Aufregung ganz vergessen hatte.

„Da war ein Loch! Ein großes Loch im Panthergehege“, sage ich aufgeregt. Ich muss ruhiger werden, ich klinge verzweifelt. Das bin ich zwar auch, aber ich darf nicht zulassen, dass Elise diese Schwäche für sich nutzt.

„Das hört sich nicht überzeugend an, Junge. Und selbst wenn! Das bestätigt doch nur das, was ich sage. Mit den Zähnen haben sie den Draht aufgelesen, um über uns herzufallen, uns zu fressen und zu töten. Diese Tiere sind gemeingefährlich!“, erwidert Elise, rümpft überheblich ihre Nase und dreht sich erneut zu den Dorfbewohnern um.

„Das Loch ist nicht durch einen Leopardbiss entstanden! Es war von Menschenhand sauber in den Zaun geschnitten. Solche Spuren verursachen keine Katzen. Davon kann sich jeder von euch selbst überzeugen“, sage ich.

„Und wenn schon! Ein blöder Kinderstreich. Beweise, wer das getan haben soll, hast du nicht, oder? Vielleicht war es ja ein Geist“, sagt sie gefolgt von einem abfälligen Kichern. Sie macht sich über mich lustig und gibt sich nicht mal mehr die Mühe, sich komplett zu mir umzudrehen.

In einer Sache liegt sie leider richtig. Ich habe keine Beweise.

Liah tritt vor die Bewohner.

„Auch wenn wir nicht sagen können, wer das getan hat, es beweist, dass die Leoparden nicht ausgebrochen sind, um euch anzugreifen oder zu verletzen. Iris ist jung und verspielt und hat die Gelegenheit genutzt, ins Freie zu laufen. Wir alle verstehen das, nicht wahr?“ Sie wartet kurz und als niemand etwas erwidert, fährt sie fort. „Thera hat das Gehege verlassen, um Iris zurückzuholen. Als sie sah, dass ihre Tochter in Gefahr war, hat sie sie beschützen wollen. Würden das nicht alle Eltern tun? Würdet ihr das nicht genauso für eure Kinder tun? Ihr seid nicht in Gefahr. Ihr wart es nicht heute und werdet es auch in Zukunft nicht sein. Bitte glaubt uns,“ sagt sie.

Stille, absolute Stille. Auch Conran hat immer noch keinen Ton gesagt. Merkt er erst jetzt, wie es sich anfühlt, ein Lebewesen getötet zu haben alleine der Rache oder des Hasses wegen?

„Es sind und bleiben nun mal gefährliche Raubkatzen“, sagt der Bürgermeister, Elises Ehemann, der sich zum ersten Mal überhaupt zu Wort meldet. Die meisten im Dorf haben ihn gewählt, weil er leicht von Ideen zu überzeugen ist. Er muss nur denken, dass sie von ihm kommen. Was viele nicht bedacht haben: Seine Frau Elise ist eine Meisterin im Manipulieren und Hetzen und hat ihn voll im Griff. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie nur zu gerne die Position ihres Mannes einnehmen würde.

„Wir sollten jetzt nichts überstürzen. Das, was Liah, Will und Sebastian gesagt haben, ist die Wahrheit. Sie haben keinen Grund, uns zu belügen. Und wir haben alle mit eigenen Augen gesehen, was passiert ist. Zu keiner Zeit waren wir in Lebensgefahr. Conran hätte den Vorgarten nicht verlassen müssen. Er hat es trotzdem getan und ein unschuldiges Tier getötet. Das war ein abscheuliches Unrecht“, sagt Nikolas. Ich bin ihm dankbar, dass er sich für uns und die Tiere einsetzt und nicke ihm anerkennend zu. Er ist bis jetzt der Einzige, der für uns gesprochen hat.

Der Bürgermeister seufzt und richtet sich schließlich an das gesamte Dorf. „Ich habe eine Entscheidung getroffen und muss zum Wohle der Gemeinschaft eine Gemeindefassung einberufen, in der wir über unsere Zukunft und die der Tiere reden müssen.“ Dann wendet er sich an meine Familie. „Ich musste so entscheiden. Es tut mir wirklich leid!“, sagt er rührselig.

„Ja, natürlich, wer`s glaubt“, sage ich sarkastisch. Er straft mich mit einem bösen Blick, bevor er wieder seinen gewohnt geschäftigen und schmierigen Blick aufsetzt.

„Morgen Vormittag, direkt nach unserem gemeinsamen Frühstück, bleiben wir alle in unserem Gemeindefassung zu einer Gemeindefassung. Es wird sich bestimmt eine Lösung finden, die für alle Beteiligten das Beste ist“, sagt er abschließend.

Eine Lösung!? Für alle Beteiligten das Beste!? Kein Wort mehr über die Tatsache, dass jemand aus dem Dorf den Zaun durchschnitten hat, kein Wort über Thera, die ein wunderbares Tier, eine liebevolle Mutter und eine gute Freundin für uns war. Sie ist tot! Ich ballte meine Fäuste und eine unbeschreibliche Wut durchströmte meinen Körper. Ich hasse ihn. Ich hasse die Bewohner, weil sie dem Ganzen nichts entgegenzusetzen. Sich ergeben. Einfach nichts sagen. Ich finde es gibt nichts Schlimmeres!

Die Menge löst sich auf.

Nikolas sieht mich mitfühlend an. „Tut mir leid. Ich habe zu spät gemerkt, dass Conran nicht aufgegeben hatte. Das hätte mir nicht passieren dürfen!“, sagt er und sieht traurig auf Thera herab. Er macht sich Vorwürfe!? Die muss ich mir machen. Das ist alles meine Schuld.

„Er hat uns alle überrascht. Iva und ich hätten ihn mit unseren Bögen außer Gefecht setzen können. Wenn wir nur nicht so abgelenkt gewesen wären! Wir waren unaufmerksam und haben den Fehler gemacht, ihn zu unterschätzen!“ sagt Liah.

„Vorwürfe bringen uns jetzt nicht weiter. Wir wären dumm, wenn wir uns bei der morgigen Versammlung auf die Bewohner des Dorfes verlassen und ihnen die Entscheidung über die Zukunft unserer Tiere überlassen würden. Wir müssen jetzt besonders aufmerksam sein. Der Bürgermeister und seine Frau führen etwas im Schilde. Elise hat auf eine Gelegenheit wie diese schon lange gewartet“, sagt mein Vater.

„Was meinst du? Stecken Elise und ihr Sohn hinter dem Ganzen?“, fragt Iva.

„Das ist nicht auszuschließen. Es ist sogar ziemlich wahrscheinlich. Aber sie haben bestimmt jemand anderen die Drecksarbeit machen lassen. Allerdings hilft uns das nicht weiter. Wie Elise schon sagte: Wir können es nicht beweisen“, antwortet er.

„Es gibt Hoffnung. Noch ist nichts entschieden“, sagt Nikolas.

„Die Versammlung ist schon morgen. Bis dahin haben wir den Täter nicht gefunden“, sagt mein Großvater resignierend.

„Und es wird nicht leicht werden, die Bewohner zu überzeugen, dass die Leoparden keine Gefahr für sie darstellen. Ihre Angst ist zu groß“, stellt Iva fest.

„Ja, das ist sie“, erwidere ich und fühle mich geschlagen, noch bevor der Kampf überhaupt begonnen hat!“

„Nicht aufgeben, Tian“, sagt Liah aufmunternd.

„Nein, das habe ich nicht vor!“, entgegne ich und neuer Mut keimt in mir auf. „Ich werde deine Tochter beschützen, Thera“, flüstere ich in der Hoffnung, dass mich Iris` Mutter, ganz gleich wo sie jetzt auch immer sein mag, hören kann.

Heute Abend werden wir uns auf den morgigen Tag vorbereiten, denn wir werden Pan und Iris nicht ihrem Schicksal überlassen.

### 3

Der Bürgermeister beginnt die Sitzung mit seinem üblichen, unsinnigen und belanglosen Geschwafel über den Schutz für die Dorfbewohner; dass jeder von ihnen einen bedeutenden Platz inne hat; dass Gesetze geschaffen wurden, um die Bewohner stark zu machen und um ihnen in Zukunft das Überleben zu sichern; dass die Menschen den Tieren weit überlegen und um ein vielfaches intelligenter sind.

Hat die Menschheit nicht mit dieser Einstellung die Erde zerstört?! Durch eben diese Arroganz? Wir Menschen sind so unfassbar schlau und doch so kurzsichtig. Wir haben gegeneinander gekämpft, Wälder gerodet und verbrannt, Seen und Wiesen befriedet; Tiere gejagt, verkauft oder aus Habgier getötet; haben tief hinein in den Erdboden gegraben und dadurch Kräfte freigesetzt, denen keiner etwas entgegen setzen konnte. Die Natur hat sich den Menschen über viele Jahre ergeben, um sich dann mit ihrer ganzen Macht und Härte zurückzunehmen, was ihr immer gehört hat. Durch Epidemien, Flutwellen,

Überschwemmungen, Stürme, Erdbeben, Lawinen, Frost und Hitze hat sie uns bis an den Rand der Ausrottung gebracht. Und nun richten die wenigen übrig gebliebenen erneut über das Leben von anderen Lebewesen.

Alles fühlt sich so falsch an. Das Gespräch geht in eine Richtung, die mir nicht gefällt. Meine Hände fangen an zu schwitzen und mein Herz hämmert so laut, dass es meine Mutter, die neben mir steht, bestimmt hören kann.

„Genau aus diesen Gründen und um euch, meine lieben Mitbürger, zu schützen, halte ich es für dringend erforderlich, die Gefahren innerhalb unseres Dorfes zu minimieren“, sagt der Bürgermeister. Zustimmunges Gemurmel aus der Menge. „Die Leoparden sind uns in ihrer Kraft überlegen. Sie sind Wildkatzen. Wir können nicht darauf warten, bis sie eines unserer Kinder anfallen. Selbst die beiden Gorillas sind nicht ungefährlich und könnten uns Menschen angreifen und schwer verletzen. Sie...“

„Tiger und Tilla gehören zu den freundlichsten und gutmütigsten Tiere, die ich kenne. Und die meisten von euch kennen sie ebenfalls gut! Die beiden haben mit dieser Sache rein gar nichts zu tun!“, unterbricht mein Vater seine Ausführungen.

Ich kann mir denken, dass der Bürgermeister und seine Frau in diesem Augenblick innerlich vor Wut darüber kochen, dass mein Vater es gewagt hat, ihre wundervolle Rede zu unterbrechen, an der Elise bestimmt die halbe Nacht gearbeitet hat. Doch trotz dieser kleinen Genugtuung schnürt sich mir mein Hals zu. Tilla und Tiger mit ins Spiel zu bringen ist das Letzte!

„Thera, Pan und Iris sind hier geboren und mit uns groß geworden. Bestraft sie nicht für etwas, was sie nicht getan haben. Derjenige, der den Zaun durchschnitten hat, hat gedankenlos die Bewohner in Angst versetzt und sollte zur Rechenschaft gezogen werden“, sagt mein Vater.

„Eine dieser Kreaturen hat einen Bürger bedroht und wollte ihn gerade angreifen. Wäre Horst nicht dazwischen gegangen, wäre es schlecht für ihn ausgegangen. Und bedenkt: Es hätte jeder von euch sein können. Schlimmer! Eure Kinder, unser größtes Gut!“, erwidert der Bürgermeister in einem aufgesetzt ängstlichen und mitfühlenden Ton.

Was für ein Schauspieler. Kreatur? Das hätte jeder sein können? Lächerlich. Allerdings muss ich zugeben, dass er die Argumente meines Vaters geschickt umgeht.

„Die Tiere sind unsere Freunde. Macht bitte keine Monster aus ihnen! Das sind sie nicht“, sage ich und hoffe auf Einvernehmen aus der Menge. Stattdessen spricht mal wieder Elise.

„Freunde!“, sagt sie in abschätzigen Tonfall. „Solche Freundschaften sollte man verbieten!“

Ich spucke ihr gleich ins Gesicht, wenn sie weiter solche absurden und lächerlichen Kommentare von sich gibt. Von ihr lasse ich mir gar nichts verbieten und schon gar nicht meine Freundschaften zu Iris und Tiger!

„Wir drehen uns im Kreis. Aber ich sage es gerne noch einmal. Niemand musste sein sicheres Zuhause verlassen. Somit war auch keiner von euch zu irgendeiner Zeit in Gefahr“, sagt mein Vater und mildert dadurch meine fast überschäumende Wut. „Conran ist nach draußen getreten, um Iris zu töten. Es war Theras gutes Recht, ihn zu warnen. Jede Mutter hätte das getan“, sagt er und blickt anschließend zu Conran hinüber, der wie gestern nur hölzern nach vorne blickt.

„Also, bitte! Jetzt ist aber Schluss! Das ist doch lächerlich! Man kann doch nicht einen intelligenten Menschen und einen Menschenfresser auf ein und dieselbe Stufe stellen! Selbst wenn diese Tiere so etwas wie Muttergefühle haben, sind diese sicherlich nicht mit unseren Gefühlen zu vergleichen. Sie folgen einzig dem Instinkt, ihre Beute zu erlegen. In diesem Fall meinen Sohn!“, sagt Elise in einem gespielt weinerlichem Tonfall.

„In der ganzen Zeit, in der wir hier zusammenleben, ist nichts passiert. Dieser Vorfall wird nicht noch einmal vorkommen. Das verspreche ich!“, sagt mein Großvater an die Menge gewandt und dreht sich dann zu Elise. „Und wenn Sie schon mit Wörtern wie „*Menschenfresser*“ um sich werfen: Wir stehen normalerweise nicht auf dem Speiseplan eines Leoparden. Und es sind die Menschen gewesen, die ihn gejagt, eingesperrt oder getötet haben. Wegen seiner Schönheit und Anmut, seinem Fell oder einer schönen Trophäe an der Wand. Urteilen Sie also nicht darüber, wer besser oder schlechter ist.“

Elises Gesichtsfarbe färbt sich rot. Der Vorwurf hat ihr ganz und gar nicht gepasst.

„Wie kannst du ein Versprechen geben, welches du nicht mit 100prozentiger Sicherheit halten kannst?“ fragt der Bürgermeister. „Was einmal passiert ist, kann wieder passieren. Nur geht es dann vielleicht nicht so gut aus wie gestern!“

„Eine 100prozentige Sicherheit gibt es nie!“, antwortet mein Großvater.

Mein Vater hat recht, wir drehen uns im Kreis. Viele Bewohner sind hin- und hergerissen und haben im Grunde nichts gegen die Tiere. Sie haben nur Angst gemacht bekommen und trauen sich nicht zu widersprechen.

Und eine Sache habe ich längst begriffen: Wenn es hart auf hart kommt und eine Entscheidung fallen muss, dann gelten leider nicht selten zwei Regeln. Erstens: Jeder ist sich selbst der Nächste. Zweitens: Unauffällig im Hintergrund bleiben und mit der Masse schwimmen, dann bekommt man auch keinen Ärger.

Und noch etwas musste ich lernen: Dass es nicht alle Menschen gut mit einem meinen. Ich erinnere mich noch an meinen ersten Schultag. Ich kam weinend nach Hause und habe mich sofort in meinem Bett unter der Decke verkrochen. Meine Mutter kam zu mir und nahm mich in ihre Arme, um mich zu trösten. Ich erzählte ihr von Conran, der mich ohne Grund auf dem Nachhauseweg mit voller Wucht von hinten in eine Pfütze geschubst hatte und dabei noch herzlich gelacht hat. Ich konnte das nicht verstehen. Was hatte ich ihm getan?

„Ich kann mir denken, dass dir sein Verhalten wehgetan hat, mein Schatz“, sagte meine Mutter mitfühlend, drückte mich noch fester an sich und fragte mich schließlich: „Was hältst du davon, wenn ich dir eine Geschichte erzähle?“

Ich nickte und schluchzte in ihren kuscheligen Pullover.

„Die Geschichte handelt von einem kleinen Jungen, der auf jeden Menschen, der ihm begegnet ist, vollkommen unbefangen zugegangen ist und ihm ein Lächeln geschenkt hat.“

„Das ist doch gut, oder?“, fragte ich.

„Ja, denn für ihn hatte jeder eine Chance verdient, und so hat sich der kleine Junge auch verhalten. Seine Mutter liebte ihn von ganzem Herzen und wusste, dass er mit seinem einnehmenden und freundlichen Wesen nahezu jedes Herz zum Schmelzen bringen könnte. Aber sie machte sich auch Sorgen.“

„Warum?“, fragte ich.

„Sie wusste, dass der Tag kommen würde, an dem er jemanden begegnen würde, der seine Freundlichkeit nicht erwidern oder schlimmer noch, ihn verletzen würde, ob nun körperlich oder auf eine andere Weise“, erklärte sie.

„Und was ist passiert?“, fragte ich.

„Er muss mit der Zeit lernen, dass nicht alle Menschen freundlich und gut sind. Diese Erfahrung ist wichtig für ihn, auch wenn sie schockierend, verletzend und traurig ist. Trotzdem darf er seine Freude und seine Herzlichkeit nicht verlieren, denn er hat Menschen, die ihn lieben und gerade diese Eigenschaften an ihm schätzen“, antwortete sie.

„Von wem sprichst du? Kenn ich ihn?“ Ich hatte aufgehört zu weinen und gemerkt, dass sie in der Gegenwart sprach.

„Ja, den kleinen Jungen kennst du. Er sitzt gerade auf meinem Schoß!“, sagte sie und lächelte mich an. Schnell begriff ich, dass sie mich meinte, schmunzelte und kuschelte mich ganz nah an sie ran.

„Mama, ich hab dich sehr lieb!“

„Und ich dich, mein Schatz.“

Die Stimme des Bürgermeisters holt mich in die Realität zurück. „Lasst uns abstimmen. Wer ist dafür, dass die Tiere den Zoo verlassen müssen? Bedenkt, dass wir alle wieder ruhiger schlafen und ohne Angst auf die Straße gehen könnten.“

Die Art, wie er redet! Widerlich! Er stellt die Fragen respektlos, aber nicht feindselig. So beeinflusst er die ohnehin schon verängstigten Leute. Ich kann das nicht länger mit ansehen und schließe meine Augen, will nicht wissen, wer gegen die Tiere stimmen wird.

„Und wer ist dafür, dass sie bleiben?“, fragt der Bürgermeister. Ich öffne meine Augen.

„Das ist nicht fair! Der Zoo ist nicht nur unser Heim, sondern auch das der Tiere. Das können und dürfen wir ihnen doch nicht einfach wegnehmen“, klagt plötzlich eine Frau aus der Menge. Es ist Anna,

die Frau eines Jägers. Sie hat uns und die Tiere schon oft besucht, und ist die Erste unter den Dorfbewohnern, die sich zu Wort gemeldet hat. Vielleicht ist das ein Anfang und andere folgen? In mir erwacht eine neue Hoffnung.

„Und was ist mit den beiden Koalabären? Sollen Carla und Bär den Zoo nun auch verlassen!“, sagt Johannes, Annas Mann und ein guter Freund meines Vaters. Ihre Frage trifft den Bürgermeister unvorbereitet. Verdutzt starrt er in die Menge. Ihm bleibt nicht viel Zeit, sich einen plausiblen Grund zu überlegen, warum auch die Bären den Zoo verlassen müssen.

„Sie können bleiben“, seufzt er. Dieses Zugeständnis ist ihm sichtlich schwer gefallen. „Kommen wir nun auf meine letzte Frage zurück: Wer ist dafür, dass die Leoparden und Gorillas bleiben?“

Ich hebe meinen Arm und zähle die Anzahl derer, die für Bleiben stimmen und bin überrascht. Es sind nicht wenige Hände, die sich für die Tiere erheben. Vielleicht gab es Enthaltungen und es wendet sich alles zum Guten.

„Dann ist es entschieden. Die Tiere werden das Dorf verlassen!“, sagt der Bürgermeister triumphierend.

Wir haben verloren. Meine Schultern sacken nach unten. Ich fühle mich leer und unendlich deprimiert.

„Gesagt ist gesagt! Am besten bringt man die Tiere direkt in den Wald. Dann sind sie frei. Das ist bestimmt das Beste“, sagt Elise quäkend. Ihre Augen strahlen vor lauter Freude über ihren Sieg.

„Das ist bestimmt das Beste!“, äffe ich sie nach. „Als würde ihr plötzlich an dem Wohl der Vier liegen,“ sage ich kopfschüttelnd.

Ich kann die Entscheidung der Gemeinde nicht mehr ändern, aber still und leise hinnehmen werde ich sie garantiert nicht.

Und unsere Freunde ohne Hilfe einfach aus dem Zoo jagen zu wollen ist bisher die dämlichste Idee überhaupt. Aber was erwarte ich auch von so einer Person wie Elise? Am besten gar nichts!

In meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken und ich komme auf eine Idee. Bei dem Gedanken, sie in die Tat umzusetzen, schaudert es mich. Aber ich muss es versuchen. Es ist die letzte Möglichkeit, die Aussiedlung der vier zu verhindern.

„Ich werde mit ihnen gehen!“, sage ich bestimmend und recke herausfordernd mein Kinn nach vorne.

Der Saal ist mucksmäuschenstill. Geduldig warte ich auf eine Reaktion.

„Wie stellst du dir das vor? Willst du sie an die Hand nehmen und mit ihnen in den Süden spazieren? Sie kommen, soweit ich weiß, aus Afrika. Willst du da etwa hinlaufen? Zu Fuß? Du bist nicht ganz bei Trost, Junge und redest dummes Zeug!“, sagt Elise herablassend.

„Die einzige Person, die ohne Pause nur lächerliches und dummes Zeug redet, sind sie!“ sage ich überraschend gelassen und schaue ihr dabei direkt in ihre Augen. Ruhig bleiben, sage ich zu mir selbst und denke an einen guten Rat von meinem Vater: *„Spare deine Kraft für die Dinge auf, die du ändern kannst und lerne, bestimmte Gegebenheiten zu tolerieren und hinzunehmen, die du nicht ändern kannst!“*

„Wenn unsere Freunde den Zoo verlassen müssen, werde ich sie begleiten. Ich werde sie nicht allein lassen. Sie haben ein Zuhause verdient, wo sie willkommen sind. Und das ist sicher nicht der nächstgelegene Wald!“, sage ich.

„Ich gehe mit euch!“, sagt Nikolas und stellt sich demonstrativ neben mich.

Gute Freunde sind unbezahlbar. Denn das, was ich eben hörbar ausgesprochen habe, ängstigt mich. Und ganz gleich wie kämpferisch und entschlossen ich nach außen hin wirke, innerlich bin ich es ganz und gar nicht. Ich, ganz alleine auf mich gestellt! Wie weit würde ich es schaffen?

„Das ist eine Nummer zu groß für euch, Jungs. Und abgesehen davon lassen wir nicht zwei junge Männer ziehen, nur damit diese Kreaturen ein schönes Zuhause finden! Schlagt euch das aus dem Kopf. Alle beide!“, sagt der Bürgermeister kopfschüttelnd. „Und was bitte ist denn gegen den Wald auszusetzen?“, fügt er hinzu. Er redet genauso gedankenlos daher wie seine Frau. Die zwei haben wirklich keine Ahnung!

Die Zoobewohner fangen an zu tuscheln und Paul, einer unserer Bauern, tritt hervor.

„Das kann doch nicht ihr Ernst sein! Wollen Sie, dass in Zukunft Leoparden durch unseren Wald streifen, die uns nicht kennen. Wenn Sie das durchsetzen, setze ich keinen Fuß mehr vor das Tor!“

Das Stimmengewirr steigt weiter an und die Bewohner ereifern sich über den Vorschlag des Bürgermeisters und seiner Frau.

„Dann gibt es keine andere Möglichkeit! Wenn die Tiere nicht bleiben dürfen, gehe ich mit ihnen! So einfach ist das. Ich gefährde dadurch niemanden außer mich selbst!“, sage ich in einem bekräftigenden Tonfall.

„Bitte, bringt eure Kinder zur Vernunft! Das kann doch nicht deren Ernst sein?“, sagt der Bürgermeister empört an meine Eltern gewandt.

„Sie haben vollkommen recht. Das ist unmöglich. Wir können die beiden nicht alleine durch die Wildnis laufen lassen. Sie sind noch zu jung und unerfahren. Da bleibt nur ein Ausweg: Wir begleiten sie!“, sagt meine Mutter und stellt sich mit meinem Vater rechts neben Nikolas. Als ich nach links blicke, stehen bereits meine Großeltern und meine Schwestern neben mir.

„Bitte, lasst uns doch vernünftig miteinander reden. Martha, Christin und Isabelle sind die besten Heilerinnen unseres Dorfes, Horst unser bester Schmied und Will einer unserer besten Jäger. Iva, Liah, Belle, Sebastian und Nikolas sind nicht weniger wichtig für unser Dorf. Sie sind unsere Zukunft!“, sagt Marie verzweifelt zu den Bewohnern und wendet sich anschließend direkt an uns. „Und wir brauchen euch nicht nur wegen eurer Fähigkeiten, sondern schätzen euch auch als liebevolle und gute Menschen! Bitte, geht nicht!“ Sie sieht blass aus und fürchtet sich davor, dass wir gehen.

Wieder zustimmendes Gemurmel von den Dorfbewohnern.

„Gut, Sebastian, wenn du das Dorf verlassen möchtest, dann tue das. Du wirst aber doch nicht deine Familie mit hineinziehen und somit das Wohl des ganzen Dorfes aufs Spiel setzen wollen, oder?“, sagt Elise. „Und damit du siehst, dass ich kein Unmensch bin und du nicht alleine ein neues Zuhause für deine Tiere finden musst, wird Conran mit dir gehen! Schließlich ist er, wie ich mir nun eingestehen muss, nicht ganz unschuldig an dieser unsäglichen Entwicklung.“

Ich glaube ihr kein Wort. Sie ändert offenbar ihre Taktik und irrt sich gewaltig, wenn sie glaubt, mich damit hinters Licht führen zu können.

„Mutter, bitte, das kann doch nicht dein Ernst sein!“, sagt Conran hastig und bricht damit sein langes Schweigen. Jetzt, wo es um ihn geht, findet er seine Stimme wieder. Typisch! Elise hebt ihre Hand und bringt ihn zum Verstummen.

Ich kneife misstrauisch meine Augen zusammen. Was führt sie im Schilde? Warum sollte sie ihr einziges Kind mit auf eine lange und sicherlich nicht ungefährliche Reise schicken? Ich schaue direkt in ihr aalglattes Gesicht, in dem ich nichts erkennen kann. Dann tief in ihre Augen. Sie sind voller Bösartigkeit und geben mir die unglaubliche Antwort, nach der ich gesucht habe: Ich soll von dieser Reise nicht zurückkommen! Conran soll mich töten! Damit wären alle Probleme beseitigt. Verluste gibt es immer und in diesem Fall wäre ich ein Schaden, den das Dorf leicht verschmerzen könnte. Die Tiere hätten das Dorf verlassen und ich könnte nicht weiter Unruhe stiften. Meine Familie, die für das Dorf von großem Nutzen ist, würde höchstwahrscheinlich hierbleiben. Selbst die Trauer würde meine Familie nicht davon abhalten, für das Dorf und seine Bewohner da zu sein. Was für eine niederträchtige Hexe.

„Ich werde ebenfalls mitgehen. Ihr habt noch genug Jäger, die gut für euch Sorgen können. Einen Grossteil meiner Zeit habe ich ohnehin damit verbracht, Fleisch für die Leoparden zu beschaffen. Dies würde sich somit erübrigen!“, sagt mein Vater.

Ich frage mich, ob auch er Elise durchschaut hat. Zumindest sagt er nicht die Wahrheit, denn er arbeitet hart für das Dorf und nicht nur für die Tiere. Seine Freunde, mit denen er auf die Jagd geht, fallen ihm nicht in den Rücken, sondern bestätigen seine Aussage.

„Entweder wir drei oder meine gesamte Familie verlässt das Dorf! Entscheidet euch!“, sagt mein Vater.

„Gut, dann eben drei!“, sagt der Bürgermeister widerwillig.

„Nein, nicht drei, sondern vier! Ich habe eben schon gesagt, dass ich Sebastian und die Tiere begleiten werde und daran hat sich nichts geändert“, sagt Nikolas.

„Fünf und sechs!“, sagen Iva und Liah gleichzeitig.

„Auch auf uns könnt ihr gut verzichten. Ihr habt genug gute Bogenschützen! Die Reise ist zu gefährlich, um sie zu viert zu bestreiten. Und wer weiß, vielleicht sind die Tiere doch gefährlich!“, sagt Iva. Ich lache in mich hinein. Was habe ich nur für eine clevere Schwester.

„Da meine Großmutter sicherlich hier bleibt, um für das Dorf zu sorgen, werde auch ich mitgehen“, sagt Belle. Ich sehe, dass Nikolas zusammenzuckt und etwas sagen möchte, es sich aber doch anders überlegt. Was hat das nun wieder zu bedeuten?

„Jetzt ist aber Schluss. Sieben Menschen wegen vier Tieren in Gefahr zu bringen steht in keinem Verhältnis! Ich würde sagen, dann reichen auch sechs Personen aus und Conran bleibt hier.“ Elise atmet geräuschvoll aus. Nachdem ihr Plan nicht aufgegangen ist, würde sie wohl eher das ganze Dorf mitgehen lassen, bevor ihr Sohn uns bis nach Afrika begleiten muss. Sie ist wohl doch nicht ohne ein Herz geboren.

„Nein! Sieben sind besser als sechs und wie ihr selbst gesagt habt, ist er nicht ganz unschuldig an der Sache. Es bleibt also dabei. Gesagt ist gesagt! Waren das nicht ihre Worte!“, sagt mein Vater an die Frau des Bürgermeisters gewandt.

Ich schaue ihn entgeistert an. Warum soll Conran mitgehen? Ich möchte ihn für nichts auf der Welt dabei haben. Da würde ich sogar lieber alleine gehen.

„Das wäre für uns alle ein guter Kompromiss. Meine Frau, Martha und Horst würden bei euch bleiben und wir gehen mit Sebastian“, sagt mein Vater. Die Menge diskutiert hin und her und als es ihm zu bunt wird, spricht er noch einmal zu ihnen. „Ich denke, das ist die beste Lösung. Also lasst uns darüber abstimmen!“, sagt er.

Ich hoffe, dass viele von ihnen jetzt auf unserer Seite stehen. Sie haben die Tiere über die Jahre zu schätzen und respektieren gelernt. Einige von ihnen mögen sie sehr und würden sie nicht einfach ohne Hilfe aus dem Zoo jagen.

Jetzt fällt die Entscheidung. Mein Herz pocht. Die Stimmen werden gezählt und schnell ist es entschieden: Sieben Menschen und vier Tiere werden sich auf eine Reise ins Ungewisse begeben. Und ich bin einer von Ihnen.